

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Heinsohn, Gunnar  
**Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft**

Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 455  
978-3-518-28055-3

suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft 455

Der herrschenden Lehre zufolge handelt es sich bei den antiken und neuzeitlichen Geldwirtschaften um Marktwirtschaften, die sich aus dem Naturaltausch entwickelt haben. Das Geld, das zunächst zu dessen Erleichterung erfunden worden sei, habe dann auch dem Landkauf gedient und so zum privaten Grundeigentum geführt. Zur Erklärung der Produktionsdynamik muß diese – von Aristoteles, Marx, Weber und allen Ökonomie-Nobelpreisträgern geteilte – Theorie einen universalen menschlichen Drang nach Handelsgewinn unterstellen.

In Wirklichkeit war jedoch der Markt – wie Heinsohn zeigt – kein Tauschplatz, sondern der Ort, an dem Privateigentümer für ihre Güter die Mittel zu erlangen trachteten, in denen sie ihre Schulden vereinbart hatten. Am Beginn der Geldentwicklung stand nicht der Naturaltausch, sondern der aus dem Privateigentum entspringende Zins. Da die Privateigentümer nicht mehr dem kollektiven Versicherungssystem schutzverpflichteter Gutsherren oder blutsverwandter Stämme angehörten, kam ein in Not geratenes Mitglied der neuen Gesellschaft nur dann noch an Hilfe (das heißt fremdes Eigentum), wenn er den immateriellen Sicherheitsertrag, den nun jeder seinem Vermögen beimißt und der einem Gläubiger bei Trennung von seinem Eigentum entgeht, übertrifft. Damit ist der Zins in der Welt – und die Produktionsdynamik erklärt sich, ohne Rückgriff auf anthropologische Motive, aus der Erfüllung der Zinszusagen.

Das ›Tauschparadigma‹ konnte sich als Grundpfeiler der Sozialwissenschaften nur deshalb halten, weil die Entstehung und Auswirkung des Privateigentums bis heute nicht verstanden wurde. Die antike Polis entstand aus einer Rebellion von Leibeigenen gegen die durch gewaltige Naturkatastrophen geschwächte mykenische Abgabewirtschaft mit dem Resultat der Güteraufteilung. Dieser Zusammenhang zwischen dem Untergang von Mykene und der Entstehung der Polis konnte bisher nicht erkannt werden, weil die modernen Experten für antike Chronologie zwischen beide Ereignisse ein 500 Jahre währendes ›dunkles Zeitalter‹ eingeschoben haben, das seitdem als aufwendig gepflegter Hort so vieler Rätsel der westlichen Zivilisation firmiert.

Gunnar Heinsohn  
Privateigentum, Patriarchat,  
Geldwirtschaft

Eine sozialtheoretische Rekonstruktion  
zur Antike

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1984

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 455

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1984

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Georg Wagner, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von  
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28055-3

# Inhalt

<i>Editorische Notiz</i> . . . . .	7
<i>Vorbemerkung</i>	
§§ 1-4 . . . . .	9
Zum Aufbau der Arbeit	
§§ 5-8 . . . . .	15
<i>Dokumentation</i>	
Stellungnahmen aus verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen zur Beantwortbarkeit der Fragen nach der Entstehung von Privateigentum und Geld	
§§ 9-10 . . . . .	23
Ausgewählte Stellungnahmen einflußreicher Ökonomen, die der herrschenden Meinung über die Entstehung von Geld als Mittel zur Erleichterung des Tausches anhängen	
§ 11 . . . . .	29
<i>Erstes Kapitel</i>	
Männliches individuelles Grundeigentum (Privateigentum)	
§§ 12-49 . . . . .	34
Exkurs zu den Grenzen psychoanalytischer Mythen- deutung	
§§ 39-41 . . . . .	63
<i>Zweites Kapitel</i>	
Patriarchalische Familie und monogame Sexualverdrängung	
§§ 50-65 . . . . .	75
<i>Drittes Kapitel</i>	
Astronomie, Genealogie und ›reines‹ Denken	
§§ 66-74 . . . . .	86

### *Viertes Kapitel*

Privateigentum und Staat, individuelles Existenzrisiko  
und Liquiditätsvorrat, Kredit und Schuldknechtschaft,  
Zins und geldwirtschaftliche Produktion, Sklaverei und  
Münze

§§ 75-125 . . . . . 94

### *Fünftes Kapitel*

Klassenteilung, Arbeitsteilung, Bevölkerungsexplosion  
und Entvölkerung

§§ 126-140 . . . . . 150

### *Anhang*

1. Zur Datierung der ›sumerischen‹ Geldwirtschaft . . . . 164

2. Zu Ursache und Zeitraum des Untergangs der myke-  
nischen Abgabewirtschaft . . . . . 181

3. Naturkatastrophen und politische Umwälzungen . . . . 186

4. Die römische Polis und ihr feudaler Vorläufer  
vom mykenischen Typus . . . . . 187

Literaturauswahl . . . . . 188

Autorenregister . . . . . 204

Sach-, Namens- und Ortsregister . . . . . 209

## Editorische Notiz

Im I. Kapitel dieser Arbeit wird eine Erklärung des Privateigentums gesucht, die dann im IV. und V. Kapitel vorausgesetzt ist. Mit der Lektüre dieser beiden ökonomischen Abschnitte mag also sogleich beginnen, wer sich vorstellen kann, daß Zins und Geld aus dem Privateigentum zu erklären sind (und nicht umgekehrt).

Wer sich nun ebenfalls dafür interessiert, wie denn das Privateigentum selbst entstehen konnte, ist dann in den §§ 32-34 mit der entschiedenen Bestreitung eines sogenannten dunklen Zeitalters von etwa 500 Jahren zwischen dem Untergang der hierarchischen Abgabewirtschaft der sogenannten mykenischen Kultur und der – anfangs – egalitären Privateigentumswirtschaft der Polis in der archaischen Zeit Griechenlands konfrontiert. Er soll sich also mit dem Gedanken befreunden, daß der Aufstieg der neuen Wirtschaft direkt dem untergehenden Feudalismus folgt.

Bekannterweise nähert sich ja auch die herrschende Lehre dem Konsensus, daß die mykenische Epoche von gewaltigen, ja unerklärlichen Naturkatastrophen getroffen wurde, woraufhin Aufstände ausbrachen, in deren Ergebnis dann »die mykenische Gesellschaft [. . .] ihre führende Schicht verloren« (M. I. Finley, 1982a, S. 79) habe. Die akzeptierte akademische Lehre bekennt zudem, daß sie über die Zeit *nach* diesem Untergang, den sie auf ca. 1200 v. u. Z. datieren zu müssen glaubt, wenig oder gar nichts wisse. Die Altertumswissenschaftler stimmen überdies darin überein, daß »die frühe griechische Gesellschaft nicht feudal war. Es gab keine Klasse, die einer Aristokratie im Austausch für die Bodennutzung Dienste und Abgaben zu leisten hatte« (O. Murray, 1980, S. 49). Eben diese Kennzeichnung der jungen Polis würde sich als Ergebnis der revolutionären Beendigung des mykenischen Feudalismus hervorragend eignen. Wegen des dunklen Zeitalters zwischen dem 13. Jahrhundert und dem 8. Jahrhundert v. u. Z. jedoch verbietet sich ein solcher Schluß. Die herrschende Lehre ist sich denn auch konsequenterweise darin einig, daß die Entstehung der Polis bis heute nicht verstanden werden kann.

Die im I. Kapitel dieser Arbeit vorgeführte Erklärung des Pri-



vateigentums wäre wohl längst Trivialwissen, wenn man nicht an das dunkle Zeitalter Griechenlands zu glauben hätte. Der Autor glaubt daran nicht mehr, hat es selber aber auch über viele Jahre vertreten und gelehrt. Die Gründe seines Positionswechsels finden sich unter anderem im § 32 unten. Er hat sich aber – insbesondere durch eine lehrreiche Korrespondenz mit dem Vorgesichtler Ludwig Pauli – davon überzeugen lassen, daß er hier auf erbitterten Widerstand gefaßt sein müsse. Deshalb entschloß er sich dazu, einen Großteil der von ihm verwendeten – durchweg englisch geschriebenen und schwer beschaffbaren – Literatur zur Nichtexistenz eines dunklen Zeitalters Griechenlands in einem umfangreichen Reader unter dem Titel *Dark Age of Greece – Invention of Modern Historians or Ancient Reality?* verfügbar zu halten und Interessenten an dieser Debatte gegen Unkostenerstattung zuzusenden. (Gleichwohl ist für das Verständnis der Entstehung des Privateigentums und seiner geldwirtschaftlichen Konsequenzen der schlichte Zeitraum dieser Geschehnisse nur von sekundärem Interesse.)

Für den im Anhang I vorgenommenen Versuch, mit einer Neuordnung der altmesopotamischen Geschichte zu beginnen, kann eine vergleichbare Textsammlung leider nicht angeboten werden. Diese Ausführungen verdanken sich dem tiefen Zweifel an der Existenz einer hochentwickelten »sumerischen« Geldwirtschaft bereits im 3. Jahrtausend v. u. Z., die dann fast 2000 Jahre gebraucht hätte, bis sie im griechischen West-Kleinasien anlangte, von dort aber in nur 150 Jahren den gesamten erreichbaren Erdkreis infiltrierte. Wiewohl also die in Mesopotamien für notwendig erachteten chronologischen Revisionen ungleich radikaler ausfallen als beim Untergang Mykenes, kann der Autor dem Zorn der Experten vorerst nicht viel mehr als das im Anhang 1 präsentierte Beweismaterial vorlegen. Er trägt aber – zusammen mit dem Assyriologie-Hörer an der Baseler Universität C. Marx – laufend Ergänzungen für dieses Material zusammen.

# Vorbemerkung

§§ 1-4

§ 1

Diese Untersuchung wäre nicht entstanden, hätte ich in den einschlägigen Facharbeiten befriedigende – oder überhaupt – Antworten auf die Fragen nach der Entstehung von Privateigentum, männlich dominierter Ehe und Geld gefunden. Gleichwohl werden die Altertumswissenschaftler, Wirtschaftstheoretiker, Völkerkundler und Kulturforscher verschiedenster Provenienz dem Versuch eines Soziologen, ihre Zentralprobleme einer Lösung näherzubringen, mit Skepsis und Mißtrauen begegnen. Das soll diesen aber nicht daran hindern, seinen Respekt für die ermutigende Offenheit kundzutun, mit dem die besten Vertreter ihres Faches (dazu die §§ 9 und 10 unten) bekennen, daß ihnen die Umstände für die Herausbildung der Polis mit ihrem männlichen Individualeigentum unbekannt, die Monogamie dunkel und das Geld ein dauerndes Rätsel ist. Unter Soziologen hingegen, für welche diese Fragen ja ebenfalls entscheidend sind, wird durchaus gerne so getan, als habe man geleistet, was den Fachdisziplinen mangle.

Die Arbeit wurde zwischen Februar 1978 und November 1983 erstellt. Sie erforderte diesen langen Zeitraum, weil sie – nach einer vergeblichen Stipendiumsuche – neben den laufenden Verpflichtungen angefertigt werden mußte. Für Anregungen zu danken wäre gewiß vielen; aber eine Zusammenarbeit, die diesen Namen verdient, gab es mit Otto Steiger und Christoph Marx. Zum Zinsproblem habe ich überdies für eine kurze, aber interessante Auseinandersetzung mit Jan Kregel und Hajo Riese zu danken.

Die Arbeit ist nur mit einer deutlich begrenzten Auswahl grundsätzlich interessanter Literatur – sei sie exemplarisch für das Scheitern von Erklärungen oder für eine Annäherung an denkwürdige Lösungen – versehen worden. Ich habe mich schließlich dazu entschlossen, wenigstens so viele Hinweise zu geben, daß der Leser für die verschiedenen Argumentationsstränge Angaben findet, die ihm eine Einarbeitung in die jeweiligen Kontroversen ermöglicht.

Eine noch ausführlichere Vorstellung von Belegen aus dem mythologischen und archäologischen Material sowie die Darstellung und Kritik der bisher vorliegenden Theorien zu den hier aufgeworfenen Fragen würden diese sozialtheoretisch-ökonomische Rekonstruktion überfrachten und müssen stärker historisch orientierten Arbeiten vorbehalten bleiben. In Untersuchungen solchen Zuschnitts würde auch die Frage nach der Datierung und der vergleichenden Chronologie des Altertums ausführlicher als in dieser Arbeit zur Sprache kommen müssen. Insbesondere die Plausibilität von Gründen für die unabhängige Mehrfachentstehung patriarchalischer Privateigentumsgesellschaften zu verschiedenen Zeitpunkten in verschiedenen Regionen der Antike ist dabei noch intensiver zu überprüfen (siehe hier vor allem Anhang 1). Zu untersuchen wäre zusätzlich, wieweit das bloße Nachahmen eines – eben nicht dramatisch selbst gefundenen – Patriarchats auch zu modifizierten Formen führt. Es wäre also zu fragen, wieweit auch für die Antike eine der modernen geldwirtschaftlichen Produktion, die um 1380 in einigen Gebieten Englands beginnt und 500 Jahre später die Welt dominiert, vergleichbare Entwicklung aus kleinsten Anfängen zu größten Wirkungen anzunehmen ist. Denn: »Wie alle anderen Dinge müssen sich auch die Städte aus kleinen Anfängen entwickeln« (Livius, *Römische Geschichte*, Buch I, Kapitel 9).

Meine Arbeit drückt – wie eingangs betont – ein Nichteinverständnis mit den gängigen Ideen über die Geldwirtschaften der Antike aus. Sie baut aber auf demselben Material auf wie diese, beschränkt sich also auf Quellen und Darstellungen, wie sie jedem Bibliotheksbenutzer zur Verfügung stehen. Wie jede andere Rekonstruktion wird deshalb auch diese daran zu messen sein, wieviel vom vorhandenen Material – Puzzleteilen vergleichbar – am Ende übrig geblieben ist und als unpassend herausgeworfen werden mußte.

## § 2

Meine Zweifel an der unabhängigen Mehrfachentstehung des Privateigentums in der Antike vertieften sich insbesondere durch die von John Dayton vorgelegte Arbeit *Minerals, Metals, Glazing and Man* (London 1978), in der er eine auf Glasur-, Isotopen- und

Legierungsanalysen basierende vergleichende Chronologie der antiken Kulturen Eurasiens und Ägyptens erarbeitet hat. Dabei konnte er etwa das bereits von Flinders Petrie in die erste ägyptische Dynastie verlegte »Egyptian Blue« als eine dekorative Paste mykenischer Herkunft dechiffrieren und zugleich zeigen, daß auch die entsprechenden »Blaus«, die man in den Königsgräbern von Ur oder in der Industalkultur ausgegraben hatte, ebenfalls mit dem mykenischen *kyanos* (Homer) materialidentisch sind. Damit gehören Epochen, die bisher – aus dem verständlichen Ehrgeiz, jeweils »älteste« Funde präsentieren zu können – zu vorschnell über die Jahrtausende verstreut wurden, in das zweite und das erste Jahrtausend vor unserer Zeit (vgl. dazu auch C. Marx, 1980 und 1981). Es versteht sich von selbst, daß eine wissenschaftliche Ordnung des antiken Chronologien-»Salats« das hier unternommene Vorhaben nur erleichtern kann, also von dem Problem befreit, für vier oder fünf verschiedene Zeitpunkte, die über 2500 Jahre auseinanderliegen, die eigenständige Genese von Geldwirtschaften plausibel machen zu müssen (vgl. auch Anhang 1).

Die Einengung der Zeitpunkte, ja – wie zu zeigen sein wird – auch der katastrophischen Umstände, unter denen patriarchalisches Privateigentum geschaffen wurde, auf vielleicht nur ein zentrales Ereignis mag zu einer Wiederbelebung des *Diffusionismus* (W. J. Perry, 1927; G. E. Smith, 1933) nötigen, d. h. zur Annahme der Entstehung einer neuen (und dann überlegenen) Sozialstruktur an nur einem oder doch nur sehr wenigen Orten, von denen sie dann ihren Siegeszug antritt, auf welchen sie ihre Ursprungslegende mitnimmt, die dann wiederum in vielen nationalen Varianten als scheinbar ganz eigenständige Entstehungsmythen gedeutet werden (vgl. dazu umfassend zuerst P. Jensen, 1906-1928, passim).

### § 3

Für den modernen Kapitalismus mit freier Lohnarbeit hat der Diffusionismus ja uneingeschränkt recht (s. a. Heinsohn/Steiger 1981). Er entsteht – in seiner agrarischen und später industriellen Ausprägung – in einigen Regionen Englands, von denen her seine schnelle Welteroberung einsetzt und überall dann auch Unternehmer-Heroen bzw. politische Gründergestalten hervorbringt.

Wenn in den nachfolgenden Thesen also Material aus verschiedenen Territorien der Antike anzusprechen sein wird, so ist damit doch keineswegs auch eine Vielzahl von unabhängigen Geldwirtschaftsentstehungen behauptet oder gar bewiesen: Es sei dabei nur an den Phönizier Kadmos erinnert, der zwar nicht ›den‹, aber doch etlichen Griechen die neue Gesellschaftsstruktur gebracht haben soll, oder auch an Aeneas, der dem katastrophisch zerstörten Troja entkommt und – gewissermaßen als Überläufer aus dem untergehenden Adel – beim Aufbau der neuen Gesellschaft mitgewirkt haben soll. Wenn also ganz unzweifelhaft bei verschiedenen Völkern die Zivilisation der Polis durchbricht, kann sie ihnen – erobernd oder unterminierend – gleichwohl doch zugeführt worden sein. Die Diffusionisten entschieden sich bekanntlicherweise für Ägypten als ihren ersten Ort. Man kann nicht behaupten, daß ihre Annahme überzeugend widerlegt worden wäre, solange man als erste Hochkultur die zentralistische Abgabewirtschaft betrachtet. Ich meine allerdings nicht, daß man sich für die Kommandowirtschaft des Niltals zu entscheiden habe, wenn es um die Aufteilung feudaler Domänen zu Privateigentum geht. Aber vielleicht sind doch sehr viel weniger Regionen anzunehmen, als zusammenkommen, wenn man die bisher ausgegrabenen sogenannten frühen Hochkulturen aufaddiert (vgl. neben Kapitel I wiederum auch Anhang 1 und 2). Der seinerzeit Skandal machende Nachweis Jensens, daß die wichtigen Heroen-Mythen als Sagen über die Patriarchatsentstehung und auch die Überwindung matrilinearere Strukturen (so etwa F. Jordan [1950] in K. Oberhuber, 1977, S. 288) alle nach dem Muster des Gilgamesch-Epos konstruiert sind – ohne daß dieses vielleicht unbedingt im Zweistromland seinen Ursprung zu finden hat –, wird dafür von neuem ins Auge gefaßt werden müssen (P. Jensen, 1906 und 1928; zur jüngsten Kritik des Antidiffusionismus s. a. W. Burkert, 1979, S. 101 und E. MacKie, 1977, S. 133 ff.).

#### § 4

Eine fruchtbare Vorleistung für jene umstrittene Arbeit Jensens – wie auch für so viele andere geschichtstheoretische Einsichten – hatte in seiner *scienza nuova* bereits im Jahre 1730 (1744<sup>2</sup>) der katastrophistische Denker Giambattista Vico erbracht: »Diese

Wissenschaft betrachtet in ihren Prinzipien zuerst Herkules, (denn es zeigt sich, daß jedes heidnische Volk von einem solchen erzählt, der sein Gründer gewesen sei) [. . .]: Erschüttert und aufgejagt von einer Gottheit des Himmels oder Jupiters [zogen sich] [. . .] aus dem verworfenen Zustand der gesetzlosen Welt zuerst einige wenige besonders Starke zurück [. . .], die die Familien gründeten, mit deren Hilfe sie die Felder anbaufähig machten« (G. Vico, 1966, S. 8/12/39, siehe zu Vico insgesamt R. Peters, 1929). Als ein – weniger bekanntes – Beispiel für diesen Mythos über die Schaffung des patriarchalischen Privateigentums unter dem Eindruck kosmischer Katastrophen seien die Etrusker und ihr Heros Tarchon erwähnt, der in der Furcht Tinias (etruskischer Name für den Planeten Jupiter) die Äcker seiner Gründung Tarquinia mit Weinstöcken voneinander abgrenzte (vgl. M. Christofani, 1979, S. 46; auch die Etruskologie denkt bis heute vergeblich über Ursache und Zeitpunkt der Entstehung ihres Gegenstandes nach: »Wie konnten die Etrusker im [ägyptologisch datierten – G. H.; s. u. §§ 32-34] 13. Jahrhundert auf italischem Boden erscheinen, wenn ihre Zivilisation und Kultur in ihren besonderen Zügen sich archäologisch erst ungefähr fünf Jahrhunderte später fassen läßt, also gegen 700 v. Chr? . . . Die Frage der Chronologie ist noch offen« – R. Bloch, 1970, S. 81 u. 83).

Vergil war es, der dieser kosmischen »Beteiligung« an der Schaffung des Privateigentums und der ihm eigenen konkurrenzorientierten Arbeitsteilung in der römischen Welt die bekannteste Formulierung gegeben hat:

Einst, vor Jupiters Zeit, unterwarf kein Bauer die Fluren,  
ja, es galt als Verbrechen, *durch Grenzen zu zeichnen die Feldmark  
und zu verteilen*. Gemeinsam war alles. Trug doch die Erde  
freigiebig alles von selbst, es brauchte sie niemand zu drängen.

[. . .]

Damals begann man, im hohlen Baum den Fluß zu befahren,  
damals benannte der Schiffer mit Zahlen und Namen die Sterne.

[. . .]

Nun erst klrirte die Härte des Eisens, schnarrten die Sägen,  
Menschen der Urzeit spalteten noch mit Keilen die Stämme.  
Mancherlei Künste entstanden; in allem bewährte sich siegreich  
arge Mühsal und, *drängend in hartem Dasein*, das Darben.

(Vergil, *Georgica/Landbau*, Buch I, 125-128, 136/137 und 143-146 – meine Hervorhebungen.)

In den Überlieferungen der Alten wird aber nicht nur die Entstehung des Privateigentums mit dem Eingriff unberechenbarer und deshalb vergöttlichter Himmelskörper in Verbindung gebracht. Auch die dieser individuellen Bodenaufteilung zugehörige väterliche Vormacht und Erbfolge wird – so Varro gemäß Augustinus über die Athener – als politische Reaktion auf Flutkatastrophen gerechtfertigt, die durch die Überheblichkeit der Göttin Athene (i. e. der Planet Venus – siehe auch §§ 19, 27 sowie 65-70 unten) und ihrer weiblichen Anhängerinnen provoziert worden seien. (Die Nachrichten über Naturkatastrophen vor gesellschaftlichen Umbrüchen vermeldet uns der Mythos also bereits in patriarchalischer Rationalisierung, die im Verlauf der ersten drei Kapitel dieser Arbeit Stück für Stück durchsichtig gemacht werden soll.)

Denn dafür, daß man die Stadt Athen nannte, ein Name, der sicher von Minerva, auf griechisch Athene, herzuleiten ist, gibt Varro folgenden Grund an. Als daselbst plötzlich ein Olivenbaum zum Vorschein kam und an anderer Stelle Wasser hervorbrach, ward der König durch diese Wunderzeichen beunruhigt und ließ beim Delphischen Apollo nachfragen, wie das zu deuten und was dabei zu tun sei. Der gab zur Antwort, der Ölbaum weise auf Minerva hin, das Wasser auf Neptun, und es sei nun den Bürgern anheimgestellt, nach welcher der beiden Gottheiten, deren Wahrzeichen jene Erscheinungen seien, sie die Stadt benennen wollten. Nach Empfang dieses Orakelspruches rief Kekrops [der auch als Begründer der Ehe und des Ackerbaus gilt – G. H.] alle Bürger beiderlei Geschlechts zusammen – es war nämlich damals und dortzulande üblich, daß auch die Frauen an öffentlichen Beratungen teilnahmen –, um abzustimmen. Bei Befragung der Menge gaben sodann die Männer ihre Stimmen für Neptun, die Frauen für Minerva ab, und da sich herausstellte, daß eine Frauenstimme mehr war, siegte Minerva. Darüber erzürnt, verwüstete Neptun mit wilden Meeresfluten das Land der Athener; machte es doch den Dämonen wenig Mühe, beliebig viel Wasser weithin auszuschütten. Seinen Groll zu besänftigen, so erzählt derselbe Gewährsmann weiter, hätten die Athener den Frauen eine dreifache Strafe auferlegt. Keine von ihnen durfte hinfort mehr mitstimmen, kein Kind den mütterlichen Namen tragen und niemand sie fernerhin Athenerinnen heißen [d. h. es gibt nur *Bürger* männlichen Geschlechts in Athen und Töchter dieser Bürger]. (Aurelius Augustinus, *Vom Gottesstaat*, Buch 18, Kapitel 9 – Thimme-Übersetzung.)

## Zum Aufbau der Arbeit

§§ 5-8

### § 5

Die in den Paragraphen 9 und 10 aufgeführte und selbstverständlich fast beliebig verlängerbare Zitatenauswahl vor Beginn der eigentlichen Analyse im I. Kapitel soll die durchaus eingestandene Ratlosigkeit in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen bei der Erklärung dessen dokumentieren, was sehr lange auch abendländische Zivilisation genannt wurde und hier als geldwirtschaftliche Produktion patriarchalischer Privateigentümer in den Blick genommen wird.

In Kontrast zu den Zitaten in den Paragraphen 9 und 10 finden sich im Paragraphen 11 die Aussagen von sieben ausgewählten prominenten Wirtschaftstheoretikern, welche die in dieser Arbeit kritisierte herrschende Meinung über die Entstehung des Geldes aus dem Gütertausch in selbstverständlicher Gewißheit zur Voraussetzung ihrer ökonomischen Theorien machen.

Die Aussagen in den §§ 9 und 10 verdeutlichen übrigens nicht nur Unsicherheit und Offenheit in den hier zu behandelnden Fragen, sondern zeigen auch die Inkonsistenz und Widersprüchlichkeit einer evolutionistischen Geschichtsbetrachtung, die von sehr lange Zeiträume erfordernden kleinsten Schritten sozialer Entwicklung ausgeht, diese dann aber nicht zu identifizieren vermag – also zum »missing link« erklären muß – und somit doch eine Ahnung davon festhält, daß sehr schnelle Entwicklungsbrüche gesucht werden müssen, die aus den in der herrschenden Lehre *bisher* der Verdrängung entrissenen Fakten allein jedoch nicht rekonstruiert werden können. Die Zitate sollen aber zugleich belegen, wie immer wieder auch gesehen wurde (besonders von Moses I. Finley), daß es sich bei jener rätselhaften historischen Neuerung, die der Erklärung noch harret, um den *freien* Mann – und zugleich um die unterworfenen Frau – sowie um sein *privates Grundeigentum* handelt.

Den von mir nun vorgenommenen Versuch, die Konstitutionsbedingungen von Männergruppen zu beleuchten, die unter sich Böden aufteilen und Frauen unterwerfen oder gar erst durch Raub beschaffen müssen – kurz: die das Privateigentum errichten –, als I. Kapitel an den Anfang zu stellen, drückt denn auch bereits im Aufbau der Arbeit meine These aus, daß die in den »eigentlich«



ökonomischen Kapiteln erklärten Begriffe dem persönlichen männlichen Eigentum an Produktionsmitteln historisch und logisch folgen, ihm also nicht – etwa als Tauschgut mit inhärenter Tendenz zur Ware und ihrem Eigentümer etc. – vorhergehen. Erst im IV. Kapitel werden daher Schulden, Zins, Geld, Münze, Ware und Akkumulation als Konsequenzen der nunmehr individualisierten existenziellen Risiken der jungen Privateigentümer einer Erklärung zugeführt. Im IV. Kapitel werden mithin Aussagen gemacht, die im Grunde von dem Augenblick an in der theoretischen Ökonomie hätten formuliert werden müssen, in dem das Privateigentum als soziales Faktum gegeben war, wie immer es auch in die Welt gekommen sein mochte. Wo dieses in der Form freier Verfügbarkeit über Boden und Arbeitskraft vorliegt, ergeben sich jenseits allen Streits über seine Genese die ökonomischen Konsequenzen zwangsläufig und ganz trivial von selbst.

Wenn diese selbstverständlichen Konsequenzen in der theoretischen Ökonomie dennoch kaum gezogen wurden, so liegt das meines Erachtens daran, daß man eben doch den Ehrgeiz hatte, auch die Entstehung der Institutionen der Privateigentumsgesellschaft aus ökonomischen Kategorien, also organisch-evolutionistisch herzuleiten. Durch ein solches Erklärungsverfahren wurden dann Begriffe wie Ware, Kauf und Verkauf, Geld und Akkumulation etc. gewissermaßen am falschen historischen Ort »verbraucht«, also dorthin gesetzt, wo sie in Wirklichkeit keine Realentsprechung hatten, so daß ihre materiellen Substrate dort, wo sie dann auftauchen – also *nach* dem Privateigentum –, nicht mehr abgeleitet, sondern nur noch etikettiert bzw. tautologisch erklärt werden konnten.

Am klarsten hat meines Wissens diese hilflose Zirkelbewegung Carl Schmitt gesehen und eben darum auch bereits die zureichende Frage nach dem historischen *Vorher* und *Nachher* zu formulieren gewußt. Wenn er eine befriedigende Beantwortung seiner Frage dann auch schuldig blieb, so habe ich mich dennoch nicht gescheut, sie wie ein Motto an den Beginn meines I. Kapitels zu plazieren – dieses ungeachtet des Umstandes, daß ich erst lange nach der Konzeption meiner Thesen durch einen Bremer Kollegen, dem eine vorläufige Fassung derselben vorgelegen hatte, auf Carl Schmitts Aufsatz »Nehmen/Teilen/Weiden« aufmerksam gemacht wurde. Dieses verspätete Kennenlernen einer 1953 erschienenen Arbeit hat selbstverständlich mit dem Tabu zu tun,

das dieser Autor durch seine Aktivitäten beim Aufstieg des NS-Regimes auf sich gezogen hat und das auch seine Nachkriegsarbeiten jedenfalls für den Autor dieser Arbeit im Abseits belassen mußte.

## § 6

Das V. Kapitel über Klassenteilung, Arbeitsteilung und Bevölkerungsentwicklung bzw. Arbeitskräftebeschaffung und ihr schließliches Scheitern im späten weströmischen Reich gehört mit derselben Begründung ebenfalls *hinter* die Erklärung des Privateigentums. Es soll also wiederum ökonomische Begriffe durchsichtig machen, die in Versuchen *ökonomischer* Herleitungen des Privateigentums selbst unsachgemäß erschöpft wurden und am richtigen Ort einer plausiblen Erklärung dann entbehren müssen.

Folgte man nämlich ökonomischen Erklärungen für die Entstehung der geldlichen Privateigentumswirtschaft aus der Arbeitsteilung, die dann Tauschhandel hervorbringe, welcher wiederum durch Geld erleichtert werde, von dem dann einige mehr und einige weniger zu gewinnen verständen, wodurch Privateigentum und Klassenteilung in die Welt gekommen seien, dann wären bereits *vor* der neuen Wirtschaftsordnung alle ihre Elemente embryonal vorgebildet, in einem eigentümlich menschlichen Tauschtrieb – wie Adam Smith dann konsequent behauptete (1937, Buch I, 2) – eingeschlossen gewesen. Ökonomische Verhältnisse und ihre Begriffe ergäben sich als schlichte Ausflüsse biologischer Bedürfnisse der Gattung Mensch.

In Wirklichkeit haben patriarchalische Familie und männliches individuelles Bodeneigentum einen abgrenzbaren historischen Anfang, beginnen ›klein‹ und nicht als allgemeine Welle eines Übergangs, wie es das biologische Bedürfnis nahelegte. Und die neue Gesellschaft übertrifft die feudal oder stammesgesellschaftlich strukturierten Nachbarn nicht durch biologisch angenehmere Verhältnisse, sondern durch die ihr inhärenten billigeren Güter, die zur Vermeidung von Überschuldung nun als Waren produziert werden. Ihre Gesetzgebung ist überdies so heftig mit der Unterdrückung biologischer Bedürfnisse beschäftigt, daß schon der erste Blick auf all die Todesstrafen für die weiblichen Produzenten der Erben und zukünftigen Arbeitskräfte, aber auch auf

die strenge monogame Moral für die Männer, eine Trieberklärung für Geldwirtschaften obsolet werden läßt.

Hinter meinem Versuch der historischen Erklärung des Privateigentums folgt deshalb auch als II. Kapitel der Erklärungsversuch für die monogame Sexualverdrängung in der patriarchalischen Familie. Er soll mehreren Mystifikationen den Boden entziehen: (a) wie schon erwähnt, der triebtheoretischen Herleitung von Arbeitsteilung, Handel, Geld und Privateigentum; (b) der Erklärung von Fleiß, Arbeitseifer und Reichumsvermehrung in der neuen Wirtschaftsordnung aus sublimierter Sexualität, obwohl solche in neuer Qualität als *Folge* des männlichen Privateigentums durchaus ihre Wirkungen zeitigt und (c) der feministischen, aber schon von Friedrich Engels formulierten Vorstellung, die neue Ökonomie sei auch aus dem Wunsche von Männern in die Welt gekommen, Frauen zu »Sklavinnen ihrer Lust« zu erniedrigen. Unangemessene Verwendungen biologischer bzw. erotischer Strebungen in ökonomischer Theoriebildung also bieten die Angriffspunkte des II. Kapitels. Dabei werden derartige Bedürfnisse keineswegs abgestritten. Sie – und insbesondere die strenge Familiensexualmoral der Monogamie, an deren Erklärung Sigmund Freud sich durchaus nicht ganz erfolglos versucht hatte (dazu § 57 unten) – sollen als plausible Ergebnisse männlichen Privateigentums rekonstruiert werden.

Dem Einwand, daß ernsthafte Ökonomen wie etwa Adam Smith bei ihrer Theoriebildung doch nur vom Trieb zum Tausche ausgingen, die Sexualität aber links liegen ließen, sei gleich entgegengehalten, daß Tauschlust, die bei traditionellen stammesgesellschaftlichen Tauschern ja tatsächlich im Spiele sein kann, den historisch neuen Privateigentümer am allerwenigsten treibt, wenn er zur Absicherung seiner isolierten Individualexistenz Kredit nehmen muß und seine Freiheit dagegen zu ›tauschen‹ hat, wenn er ihn nicht fristgerecht und noch mit einem *Aufschlag* versehen zurückerstatten kann. Etwa die Beschaffung dieses *Zinses* – wie im IV. Kapitel gezeigt – wird aber die Voraussetzung für geldvermittelten Kauf und Verkauf, der mit irgendeinem traditionellen Tausch überhaupt nichts zu tun hat. Das Kapitel über die neue Regulierung erotischer Bedürfnisse in männlichem Privateigentum steht also *vor* den Kapiteln zu den eigentlich ökonomischen Begriffen, weil die strenge patriarchalische Sexualmoral sich direkt aus dem Versuch zur Tradierung des Privateigentums von

Männern auf Männer (Söhne) ergibt, also durchgesetzt sein muß, bevor Männer ihre ersten Schulden machen und sich einfallen lassen müssen, wie die Zinsen verdient bzw. der Rückfluß des ausgeliehenen Privateigentums sichergestellt werden kann.

## § 7

Nun mag man noch hinnehmen, daß der Umgang mit der Sexualität unter der neuen Privateigentumswirtschaft in die Untersuchung einbezogen wurde, da zumindest ihre Sublimierung zu Leistung immer wieder zu ökonomischen Reflexionen Anlaß gegeben hat – wenn nicht bei psychologisierenden Ökonomen, dann bei ökonomisch theoretisierenden Psychologen wie etwa Sigmund Freud mit seinem »Unbehagen in der Kultur«. Was aber soll das III. Kapitel über *reines Denken* in dieser Arbeit? – Dem Versuch, die von Immanuel Kant systematisch zusammengestellten Denkkategorien a priori wie *Zeit, Raum, Substanz, Identität* und *Kausalität* als keineswegs vorgegebene Elemente hinzunehmen, sondern als aus der Verwendung von Geld entsprungene zu erklären (A. Sohn-Rethel 1970 und 1981; ähnlich W. Müller 1977 sowie der ebenfalls am Tauschparadigma festhaltende H. Apel, 1982) und so den Philosophen die Rechtfertigung ihrer Eigenständigkeit zu bestreiten, wird hier keine Verteidigung der Philosophie entgegengestellt. Es wird aber hervorgehoben, daß die behauptete Unauffindbarkeit ganz handfester Aufgaben, welche die »Destillierung« jener Kategorien praktisch *notwendig* machten, empirisch unhaltbar und deshalb der erklärende Rückgriff auf *Geldoperationen* überflüssig ist: In der *Astronomie*, die als Reaktion auf Katastrophen, unter denen nach meiner These auch das Privateigentum errichtet wird, zustandekommt, geht es ohne besagte Kategorien ohnehin nicht ab. Und in der Genealogie, dem Verfahren, in dem sich ein Sohn von klein auf für das Recht zum Erbantritt eindeutig auf seinen Vater beziehen können muß – obwohl lediglich die Mutterschaft, nicht aber die Vaterschaft evident ist –, wird auch die frühe sozialisatorische Verinnerlichung kausal-deduktiver Abstraktionsleistungen aus einem ungemein praktischen Problem des Patriarchats hergeleitet.

Allerdings: Patriarchalische Genealogie und Geld entspringen beide aus dem Privateigentum, weshalb es auf den ersten Blick

keineswegs unplausibel erscheint, aus dem Gebrauch von Geld Ergebnisse herzuleiten, die in Genealogie (und Astronomie) doch gut sichtbar erbracht werden müssen. Wiederum erwuchs dabei die Verführung zur Ableitung der Kategorien *a priori* aus einem geldvermittelten Tausch der evolutionistischen Vorstellung, die in der Erfindung von Geld einen Geniestreich von Leuten erkennt, die sich über Jahrtausende darüber den Kopf zerbrochen hätten, wie die rechnerisch komplizierte und transportmäßig unbequeme Tauscherei von Schweinen gegen Esel zu erleichtern sei. In der Gelderfindung eine außergewöhnliche Denkleistung wiederzuerkennen, mag dann auch nahegelegt haben, noch weiteres zum Denken aus ihr abzuleiten.

Aus eben diesem Grund gehört auch der Abschnitt mit der positiven Kritik an der Erklärung für die Kategorien *a priori* aus dem Geld *vor* die eigentlich ökonomischen Kapitel und *in* die Arbeit, weil ungenügende ökonomische Theoriebildung in ihren Auswirkungen eben nicht auf diese beschränkt bleibt. Einmal mehr sollte mithin bereits im Aufbau der Arbeit einer gängigen Zirkelargumentation entgegengetreten, also *jenseits* des Aufkommens von *Geld* das reine Denken einer Erklärung nähergebracht werden, während moderne Theoretiker in dieser Frage nur vorankommen zu können meinen, wenn sie das Geld – dieses Ergebnis von zinsbelasteten Krediten und eben nicht von Tauschvorgängen – ins Spiel bringen.

## § 8

Nach den Erläuterungen zum Aufbau der Arbeit ist auf das Fehlen eines ausführlichen Ausblicks zu verweisen, der die Erklärung der Geldwirtschaft für ihren neuzeitlichen Wiederbeginn in Europa fortführte. Die für einen solchen Schlußabschnitt anzustellende Arbeit liegt meines Erachtens in dem von Otto Steiger und mir verfaßten Aufsatz »Geld, Produktivität und Unsicherheit in Kapitalismus und Sozialismus – Von den Lollarden Wat Tylors zur Solidarität Lech Walesas« (Heinsohn/Steiger, 1981) ansatzweise bereits vor. Sie sollte dem Leser präsent sein, um das Verständnis des hier Vorgelegten vertiefen und die Kritik umso klarer formulieren zu können.

Allerdings wird in den Schlußparagrafen 137-140 die Beson-